

Hubert Michael Mader

Unsere militärischen Toten – Helden und / oder Kultobjekte?

Ich weiß nicht, ob es von Ihrer Seite Einwände zum Thema „Unsere militärischen Toten – Helden und/oder Kultobjekte?“ gibt – aber ich finde das Wort „Kult-Objekte“ in diesem Zusammenhang mehr als hinterfragbar. Jeder einzelne von den Toten war ein Mensch mit Stärken und Fehlern. Das heißt: Jeder hatte seine Persönlichkeit, seine Individualität. Warum sollte er über den Tod hinaus nicht auch weiterhin Person bleiben?

Andererseits: Hat nicht jeder Soldat zugleich beim Eintritt ins Militärwesen seine Persönlichkeit mehr oder weniger preisgegeben? Er entwickelte sich zu einem Teil der Gruppe, die von den Offizieren kommandiert sowie von den Unteroffizieren gedrillt, und auf den Krieg vorbereitet wurde. Das Militär hatte sich spätestens seit dem 17./18. Jahrhundert zu einer Organisation entwickelt, die ein geschlossenes Ganzes war. Auf Vereinheitlichung und Ausgleichung von Unterschieden legte seine Spitze schon immer größten Wert.

Jedem Menschen mit persönlichem, vielleicht sogar eigenwilligem Lebensstil, der sich auf diese Weise von den anderen um ihn, ihren Verhaltens- und Denkweisen abhebt, fällt es sehr schwer bis unmöglich, zumindest einen Teil seines Lebens in Kasernen, gemeinsamen Schlafsälen u.s.w. zu verbringen und auf gebrüllte Kommandos wie eine Marionette zu reagieren. Junge Menschen wurden als Rekruten, als Kadetten mit Schliff und Durchsetzung von Kadavergehorsam gezwungen, einen nicht zu geringen Teil ihrer Persönlichkeit aufzugeben.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, wurden die Soldaten allesamt schon zu Lebzeiten Objekte im Dienste der Monarchie und später des Faschismus. Nach ihrem Tod auf dem Schlachtfeld erhob man sie durch die allgemeine Bezeichnung „Helden“ als Mittel zum Zweck der Verbreitung bestimmter politischer oder weltanschaulicher Ideen und Meinungen. Anders ausgedrückt: Sie wurden auf diese Weise doch zu „Kult-Objekten“ umgewandelt.

Ich meine aber, dass wir schon aus Gründen der Pietät nicht von den Toten als „Kult-Objekte“ sprechen sollten. Jeder war ein Einzelmensch, ein Subjekt im positiven Sinn. Doch wir müssen stets im Auge behalten, dass im Rahmen des Militärs die jungen Menschen bis zu einem gewissen Teil ihre Persönlichkeit zu Gunsten eines Aufgehens in der Einheit, im Kollektiv preisgeben mussten.

Eines noch: Ich kann und werde keinen geschichtlichen Überblick über Krieger-Denkmäler und über den Totenkult des Militärs an sich geben. Solch ein

Unterfangen würde den hier gesetzten Rahmen sprengen. Was ich möchte, ist es, grundlegende Fragen über die Rolle der im Krieg Gebliebenen als Träger des Gedenkens zu stellen sowie zum Abschluss meine Auslegung ihrer Botschaft zu geben.

Was sagen uns die Gräber und Gedenkstätten der Gefallenen? Haben uns die Generationen von Kriegstoten überhaupt noch etwas zu sagen? Gedenken wir noch tatsächlich der vielen Toten weit entfernt von hier? Gedenken wir des Unbekannten Soldaten? Gedenken meine ich im Sinn von bedenken oder überdenken.

Der Totenkult geht Hand in Hand mit unserem Wissen um das Elend jedes Krieges. Die Kriegsgräber und Kriegerdenkmäler zeugen von Trauer und zeigen sich indirekt verbunden mit dem Versagen des Menschen. Und wir stellen die Frage: Waren die hier gedachten Toten in ihrer Gesamtheit tatsächlich so etwas wie „Helden“ gewesen?

Was verstehen wir eigentlich unter einem so genannten Helden?

Laut Definition des Lexikons ist ein „Held“ eine Person mit besonders herausragenden Fähigkeiten und Eigenschaften. Er setzt sich für eine Sache ein, ohne persönlich davon zu profitieren. Für seine Idee ist er bereit, die eigene Existenz zu opfern. Die Vorstellungen von den Helden der Antike und des Mittelalters drängen sich geradezu auf. Doch ist dies die einzige Definition dieses Begriffs?

Beim Militär wurde der Ausdruck „Held“ geläufig und beliebt. Wobei ich unter dem Ausdruck „Held“ auch ähnliche Bezeichnungen mit den gleichen Attributen verstehe. Können wir nun das Gros der im Krieg gebliebenen tatsächlich als „Helden“ bezeichnen. Ich meine: Besaßen sie herausragende Fähigkeiten und opferten sie ihr Leben zu Gunsten eines höheren Ziels?

Oder war es nicht so, dass sie auf Grund eines Befehls ihre Familien verlassen, einrücken und in den Krieg ziehen mussten, der letzten Endes ihr Leben forderte? Wir sehen: „Held“ zu sein, konnte offensichtlich verschiedene Bedeutungen umfassen.

Wenn wir uns jetzt für einen Augenblick den so genannten Soldatentugenden zu. Zu diesen zählen die „Tapferkeit“ bis zur Selbst-Aufgabe und die „Treue“, auch in Form des absoluten Gehorsams. Mit anderen Worten: „Treue“ bedeutete hier nichts anderes als die Unterordnung der eigenen Persönlichkeit mit ihren Wünschen und Ängsten unter einen, von oben befohlenen Endzweck. Und es spielte keine Rolle, ob der Soldat diesen erkannte, ob er ihn bejahte oder ablehnte.

Der Soldat hatte sich der Frage, ob er den Krieg für sinnlos oder gerecht hielt, nicht zu stellen. Als Teil der Armee schritt er auf Befehl in die Schlacht und war das Instrument in der Hand des Heerführers und seines Stabes. Wenn er im Kampf fiel, wurde seiner als quasi Verkörperung dieser Soldatentugenden gedacht.

Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts trat eine Verschärfung auf dem Gebiet des Militärwesens ein: Der Rüstungswettlauf nahm zu und die Heere

gewannen nicht zuletzt auf Grund der Wehrpflicht bedeutend an Stärke. Die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert sah eine Massen-Produktion neuer Waffen, die Aufstellung von Massen-Heeren und die Vorbereitung auf die folgenden Massen-Vernichtungen.

Die Masse erstickte den Einzelmenschen.

Das Wort „Menschen-Material“ wurde zum gängigen Begriff. Der Erste Weltkrieg und später der Zweite stellten für Europa vorläufig den Schlusspunkt der Vernichtung ganzer Teile seiner Bevölkerung dar.

Angesichts der zu erwartenden Verluste zog der Pole Iwan Bloch schon 1898 in seinem Buch „La Guerre Future“ die Schlussfolgerung, dass der Krieg kein sinnvolles Mittel der Politik mehr sei.¹ Dessen ungeachtet, erwarteten die Militärs und die Politiker der Großmächte Europas die neuerliche und in ihren Dimensionen bis dato unbekannt Konfrontation.

Doch wenden wir uns wieder dem speziellen Fall des Soldaten zu. Wenn er auf dem Schlachtfeld blieb, wurde ihm also das Los eines „Helden“ zu Teil. Das heißt: Er stieg – wie gesagt – zu einem Sinnbild bestimmter Soldatentugenden auf – und es war völlig gleich, wie er sich zum und im Gefecht als Mensch tatsächlich verhalten hatte. Wir sehen: Der Mensch wurde von den Eigenschaften des Helden überlagert und verschwand allmählich im Dunkel der Geschichte.

Anders ausgedrückt: Als Mensch mit seiner bestimmten Lebensgeschichte wurde der Soldat vergessen und bedeutungslos. Als „strahlender Held“ blieb er bestehen - zumindest bis keine Angehörigen mehr übrig waren, die das Grab betreuten oder bis nachkommende Generationen, die weltanschaulich einen anderen Kurs vertraten, sein Denkmal zerstören.

Die Frage, ob jeder Soldat nach seinem Kriegstod zum „Helden“ glorifiziert wurde, lässt sich anfangs nicht bejahen. Im 17./18. Jahrhundert wurde nur der höhere Offizier als „Held“ und denkmalswürdig befunden. Teilweise finden wir dies noch im 19. Jahrhundert. In der Ruhmeshalle dieses Museums stoßen wir auf Gedenktafeln, auf ihnen wurden die Namen jener festgehalten, die den Tod auf dem Schlachtfeld fanden und als „Vorbilder“ für kommende Generationen wirken sollten. Es handelt sich hier ausschließlich um Offiziere, vom Obersten aufwärts. Über die unbekannt Schar gefallener, niederrangiger Soldaten fiel offensichtlich der Mantel des Vergessens.

Doch schon ab dem 19. Jahrhundert erkannte man, dass auch der einfache Soldat, wenn sein Name auf Denkmälern verewigt und auf diese Weise mit der „Strahlenkrone des Heldentums“ versehen wurde, noch im Tod den Patriotismus kommender Generationen anfeuern konnte. Spätestens seit dem Ende des Ersten Weltkriegs wurde jeder Kriegstote zu einem „Helden“ erhoben – völlig gleich, wie er als Mensch zum Blutbad der Nationen gestanden hatte.

¹ Vgl. Howard, Michael: Der Krieg in der europäischen Geschichte, München: Verlag C.H.Beck, 1981, S. 141.

Die Bilanz gibt uns an, dass der Erste Weltkrieg fast zehn Millionen Todesopfer und etwa 20 Millionen Verwundete forderte: Verkrüppelte und oftmals bis zur Unkenntlichkeit entstellte Menschen. Der Maler Egger-Lienz hielt uns den Weltkrieg als sinnloses, namenloses Sterben vor Augen. Er hat den Verlust der Identität des Soldaten und das Eintauchen in ein Kollektiv, verbunden mit einem „Vorwärts!“ ohne jede Hoffnung, festgehalten und der Nachwelt überliefert.

Sehr viele der betroffenen Familien gedachten nach Ende des Weltkriegs ihrer toten Söhne, Brüder, Väter oder Ehegatten bei den so zahlreich errichteten Kriegerdenkmälern als Helden. Anders ausgedrückt: Die persönliche Trauer konnte offensichtlich am besten bewältigt werden, indem man die Toten mit der Aura über-menschlicher Gestalten umgab. Der Begriff „Held“ gewann hier eine etwas andere Bedeutung: Er überspielte das Leid und beantwortete auf seine Weise die brennende Frage nach dem „Warum?“.

Viele der überlebenden Kameraden suchten im Bild des „Helden“ die Opfer der modernen Kriegsführung – Gaskrieg, Luftkrieg, Tanks u.s.w. – wenigstens für sich auszugleichen. Und je länger die Zeit dauerte, um so lauter wurden die Stimmen derjenigen, die eine Revanche für den verlorenen Weltkrieg forderten. Dem Missbrauch der Kriegstoten als „Helden“, die auf überlebende und nachfolgende Generationen als Beispiel der Treue – oder besser: des Kadavergehorsams – vor Augen standen, konnte ab diesem Zeitpunkt kaum mehr entgegen gesteuert werden.

Während des Zweiten Weltkrieges fanden ca. 50 Millionen Menschen den Tod, darunter nicht nur viele Soldaten, sondern – und das ist bezeichnend für den modernen Krieg – auch sehr viele Zivilisten. Sei es als Bombenopfer, sei es durch sonstige Kriegseinwirkungen oder als Opfer der Diktatur.

Nach der Katastrophe des neuerlichen Weltkriegs gab es auch für dessen Tote Gedenkstätten und Denkmäler. Nur überwog jetzt deren Bezeichnung als Gefallene oder Opfer des Krieges. Wenn dennoch von „Helden“ die Rede ist, dürfen wir eines nicht übersehen: Wohl aus Kostengründen wurde in etlichen Gemeinden lediglich eine Zusatztafel mit den Namen der Toten am bestehenden Kriegerdenkmal aus dem Ersten Weltkrieg angebracht. Und das zierte noch die Inschrift „Helden“.

Es lässt sich nicht verleugnen: Ein Umdenkungs-Prozess hat stattgefunden und fand seinen Niederschlag in der veränderten Bezeichnung der im Krieg Gebliebenen. Wobei einige der Stiftergruppen die „Pflichterfüllung“ auch unter dem Zeichen einer Diktatur als selbstverständlich voraussetzen. Darüber gab und gibt es Diskussionen und Streitgespräche.

Ich möchte zum Abschluss meines Referats den von mir hineingelegten Sinn des vergangenen Kriegstodes verdeutlichen. Die Aufforderung zu einem Gleichtun an „Pflichterfüllung“ und „Opferbereitschaft“ ist eindeutig als überholt zu bezeichnen. Die Botschaft jener Gräber und Denkmäler läuft vielmehr in Richtung eines Einsatzes für einen Frieden in Gerechtigkeit und Freiheit hinaus.

Lassen Sie es mich vielleicht mit etwas Phantasie ausdrücken: Die toten Soldaten aller Kriege beschwören uns, an ihrem Beispiel eine neue, bessere Zukunft aufzubauen.

Der Aufruf nach diesem Frieden – der mehr ist, als ein Nicht-Kriegszustand – setzt die Bereitschaft zu dessen Verteidigung voraus. Dabei meine ich durchaus auch eine Verteidigung mit Gewalt. Denn der Pazifismus ist ebenso wenig wie der übersteigerte Heldenkult eine Antwort auf die Vermeidung des Krieges.

Und ich bin mir bewusst: Jedes Militärwesen setzt natürlich einen gewissen Grad an Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze voraus. Allerdings muss sich diese Unterordnung auf das kleinste Maß beschränken und darf keinesfalls zu einer Aufgabe der Persönlichkeit führen.

Es bedarf wohl keiner Erwähnung: Die gerechte Verteidigung mit konventionellen Mitteln muss ihre Ziele mit den geringsten Verlusten anpeilen. Ein berühmter Heerführer von einst hat gesagt, „der Feldherr müsse sich Rechenschaft geben für jedes aufgeopferte Leben. Durch jedes würden zarte Bande zerrissen, für jedes Tränen geweint.“

Auch dürfen wir nicht vergessen: Das Recht auf Verteidigung endet mit der Wiederherstellung des alten Zustandes. Für Österreich bedeutet dies die Wiederherstellung seiner Staatsgrenzen – falls diese verletzt wurden. Und kein Schritt mehr. Sollten die Ziele weiter gesteckt werden, bedeutet dies zunächst eine Änderung der Verfassung, und bedarf somit einer Zweidrittelmehrheit im Parlament.

Ich habe auf Grund dieses Referats mehr Fragen formuliert als Antworten gegeben. Nur zu viele Bereiche konnte ich nur kurz bis gar nicht anführen. Eines sollten wir uns vor Augen halten: Nur Kritik und Offenheit bieten uns die ersten Schritte zur Annäherung an die Problematik des Sterbens im Krieg.

Hofrat Dr. Hubert Michael Mader ist Forscher am Institut für Sozial- und Humanwissenschaften (IHSW) der Landesverteidigungsakademie in Wien und ist bereits mit etlichen Publikationen zu diesem Thema an die Öffentlichkeit getreten. Er hielt vorliegendes Referat am 22. Nov. 2007 in Wien im Rahmen eines Kadertages der Evangelischen Militärseelsorge mit gleichem Titel.